

MEGA PHON



OPEN CALL

Wir haben Leser:innen
nach ihren Geschichten
von der Straße gefragt

3.40

50% für die
Verkäufer:innen



↑
EDITORIAL VON
PETER K. WAGNER
(CHEFREDAKTEUR)

COVER-FOTO:
LENA SATZER

AUTOR:INNEN-
ILLUSTRATIONEN:
LENA WURM

Stimme geben.

Eine Facette, die ich an unserem Team schätze, sind die Inputs meiner Kolleg:innen, die mich zum Nachdenken bringen. Ein Beispiel: Gerne verwendete ich etwa die Formulierung, wonach wir beim Megaphon Menschen eine Stimme geben. Unlängst kehrte meine sehr geschätzte Redaktionskollegin Julia Reiter aus der Bildungskarenz zurück und unterbrach mich, als ich über unseren nahenden Open Call für diese Ausgabe wieder einmal ergänzte: „Da können wir wieder Menschen eine Stimme geben, die sonst keine haben.“

Aber!, entgegnete die Kollegin. Sozialeinrichtungen und ihre Medien würden sich oft damit rühmen, benachteiligten Menschen eine Stimme zu geben. Allerdings reproduziere das den Eindruck von „bedürftigen Armen“, die uns „Retter:innen“ bräuchten, um sich äußern zu können. Dabei haben eigentlich alle Menschen eine Stimme. Doch das Ausmaß, in welchem diese Gehör geschenkt würde, sei sehr ungleich verteilt. Meist synchron zu systemischen Ungerechtigkeiten und Machtverhältnissen. Fair enough, dachte ich mir, und verwende diese Formulierung seitdem nicht mehr.

Aber nun ein paar Worte zum angesprochenen Open Call. Zum Thema „Auf der Straße“ luden wir Leser:innen ein, zu schreiben. Dahinter versteckte sich auch ein Wettbewerb – unter den besten Einsendungen hat sich eine Jury für einen Gewinner-Text entschieden. Wer die Jury war, wer den „besten“ unter all den guten Texten geschrieben hat und damit künftig eine Megaphon-Kolumne haben wird, erfahrt ihr ab Seite 6. Nur so viel: Wir sind dankbar für alle Einsendungen und es ist wundervoll, wie viele Menschen dem Aufruf gefolgt sind. Und fürs nächste Jahr nehmen wir mit: Diese, ganz besondere Leseausgabe im August bräuchte mehr Seiten. Was wir auch mitnehmen: Die Kooperation, die wir zur Textbegleitung mit der HTL Ortwein – über unseren langjährigen Fotografen Arno Friebe – schlossen, war ein voller Erfolg, denn eine bessere Bebilderung der Texte hätten wir uns nicht wünschen können. Danke an die Foto-Lehrende Maria Schnabl und ihre Schülerinnen.



↑
FOLGT UNS
Das Megaphon ist auch im
Web aktiv: Schaut vorbei auf
Instagram, stöbert in unserem
Shop (siehe QR-Code).

100 Jahre Caritas #8



Foto: Michael Königshofer



LUKAS MARLOVITS ist Streetworker im Drogenbereich. Im Gespräch erzählt er von seiner Arbeit zwischen Abwasserkanal und Lebensecke und räumt mit Vorurteilen auf.



100 JAHRE CARITAS
Wer hundert wird, darf auch feiern. In diesem Jubiläumsjahr stellen wir euch Monat für Monat eine:n Mitarbeiter:in der Caritas vor. Diesmal: **Lukas Marlovits**. Aufgeschrieben von Julia Reiter.

Wie lange arbeitest du schon bei der Caritas?

→ 2012 hab ich als Zivi im Flüchtlingsbereich angefangen. Da habe ich gemerkt, dass ich wohl doch nicht der beste Informatiker der Welt werde, sondern besser mit Menschen kann. Deswegen bin ich bis heute geblieben.

Seit sechs Jahren arbeitest du beim Kontaktladen und in der Streetwork im Drogenbereich. Was umfasst dein Arbeitsbereich alles?

→ Unsere Einrichtung besteht aus vier Säulen. Die jüngste Säule ist Triptalks, das Drug Checking. Klient:in-

nen können uns ihre Substanzen vorbeibringen und wir lassen sie in einem Labor testen. Das wird nicht nur von suchterkrankten Menschen genutzt, sondern auch von Leuten die am nächsten Festival verantwortungsvoll konsumieren wollen. Beim Journaldienst während der Öffnungszeiten können Menschen einfach vorbeikommen, duschen, essen, Spritzen tauschen und Beratung in Anspruch nehmen – alles sehr niederschwellig. Bei besonderem Bedarf gibt es noch die Säule der Einzelfallhilfe. Das kann auch ein Besuch zuhause oder im Gefängnis sein. Und die letzte Säule ist die Streetwork. Da bringen wir unser Angebot auf die

Straße. Wir besuchen unsere Zielgruppe an den typischen Szeneorten wie Hauptplatz, Herrengasse, Schmiedgasse, Jakominiplatz, Parks, ... Kommen die Leute in den Kontaktladen, gelten unsere Regeln. Auf der Straße trifft sich die Szene, da sind wir zu Gast. Wenn niemand mit uns reden mag, drängen wir uns nicht auf.

Wie schaut die Arbeit auf der Straße aus?

→ Streetwork ist flexibel, wir wissen nie genau, was passiert. Manchmal sitze ich 20 Minuten am Hauptplatz, ohne dass jemand mit mir redet. Manchmal muss ich die Rettung rufen, weil es jemandem nicht gut geht. Einmal bin ich im Versorgungsschacht eines Abwasserkanals gelandet und hab dort ein Beratungsgespräch geführt.

Wer ist die Hauptzielgruppe des Kontaktladens?

→ Opiatkonsumierende, substituierte und polytoxikomane Menschen, also Personen, die verschiedene Substanzen konsumieren.

Wie viele Klient:innen schaffen es, aus der Suchterkrankung rauszukommen?

→ Grundsätzlich ist das eine chronische Erkrankung. Ein Drittel der Klient:innen findet jedoch einen Weg, damit umzugehen, und wird abstinent. Ein Drittel schafft es nicht und bleibt in der Einrichtung. Und ein Drittel verstirbt.

Wie ist es für dich, in einem Bereich zu arbeiten, wo ein Drittel deiner Klient:innen verstirbt?

→ Es ist nicht immer leicht. Immerhin lernt man die Menschen in sechs Jahren doch ganz gut kennen. Ich denke, dass wir dafür alle unsere Mechanismen entwickeln mussten. Ich nehme mir aktiv Zeit, um bewusst an die verstorbene Person zu denken. Dafür setze ich mich manchmal hin, als hätten wir ein Beratungsgespräch. Danach lösche ich die Nummer aus meinem Handy und lege den Eintrag im Dokumentationssystem still. So schließe ich für mich ab. Außer-

dem haben wir ein Gedenkbuch und mit unserem Seelsorger wollen wir noch ein Lebenseck gestalten, damit unsere Besucher:innen auch einen Platz zum Trauern haben. Was auch hilft, sind der starke Teamzusammenhalt und die Abgrenzung zwischen Beruflichem und Privatem.

Wie gut funktioniert das, wenn sich deine Arbeit auf der Straße abspielt?

→ Es ist schwierig. Es passiert mir immer wieder, dass ich in meiner Freizeit Klient:innen treffe. Die meisten akzeptieren aber meine Privatssphäre. In Notfällen helfe ich trotzdem. Aber das würde ich auch tun, wenn ich nicht Streetworker wäre.

Gibt es irgendein Erlebnis, das dir besonders in Erinnerung geblieben ist?

→ Ein Klient, den ich intensiv begleitet habe, wurde während meines Urlaubs abgeschoben, obwohl er EU-Bürger war. Ich habe ihn nie wieder gesehen. Aber es gibt auch viele schöne Momente, wenn Leute, die eh schon so ein großes Packerl zu tragen haben, Erfolge schaffen. Das kann alles sein von „Ich konsumier statt 13 Substanzen nur noch vier.“ bis hin zum Klienten, der auf einmal mit dem Auto zu uns auf einen Kaffee vorbeischaut.

Welche Auswirkungen hat das Alkoholverbot in der Grazer Innenstadt für eure Klient:innen?

→ Das Verbot hat die Menschen nur zu anderen Orten verdrängt. So ist das berühmte Billa-Eck entstanden. Alkohol wird nun oft versteckt konsumiert oder Strafen werden in Kauf genommen. Die Menschen lassen sich nicht vertreiben, sie bleiben im öffentlichen Raum.

Können die Klient:innen Strafen überhaupt zahlen?

→ Oft nicht, da sie kein richtiges Einkommen haben. Strafen bringen meiner Meinung nach nichts, weil der Konsum ein fixer Teil ihrer Lebenswelt ist. Im Endeffekt werden sie für ihre Erkrankung bestraft.

Hast du eine Idee, warum der Hauptplatz als Standort so wichtig ist, obwohl schon mehrfach versucht wurde, eure Zielgruppe von dort zu verdrängen?

→ Der Platz hat sich als Treffpunkt einfach etabliert und der öffentliche Raum ist ja auch für alle da. Nur sind manche Menschen anscheinend lieber gesehen als andere.

Viele Menschen stellen sich vor, dass eure Klient:innen den ganzen Tag gar nichts zu tun zu haben und deswegen so viel konsumieren. Stimmt das?

→ Nein. Unsere Klient:innen haben oft Arztbesuche, Harnproben, müssen Rezepte zum Gesundheitsamt bringen, AMS-Termine, Sozialamt, PVA, ÖGK usw. Das alles ist sehr stressig, besonders bei einer Mehrfachsüchterkrankung und psychischen Erkrankungen. Einer hat einmal zu mir gesagt: „Ich weiß, das wird mich im Endeffekt umbringen, aber die 20 oder 30 Sekunden Stille in meinem Kopf pro Tag sind's wert.“

Gibt es sonst noch Vorurteile, mit denen du aufräumen möchtest?

→ Viele denken, dass unsere Zielgruppe entweder furchtbar arm oder unangenehm ist. Aber niemand fragt sie direkt: „Was braucht ihr?“ Manchmal reicht es, die Klient:innen einfach nur reden zu lassen. Sie werden dir sagen, was sie brauchen. Das ist eine der wichtigsten Dinge, die wir in der Einrichtung machen.

Gibt es noch etwas, das du abschließend mit uns teilen möchtest?

→ Den jungen Männern möchte ich sagen: Macht's Zivildienst! Ohne wär ich nicht draufgekommen, dass die Sozialarbeit so gut für mich passt.

Von der Straße

ins Magazin



↑
NADINE MOUSA hat sich beim Lesen der eingesendeten Texte schwergetan, nicht allen 10 von 10 Punkten zu geben.

Liebe Leser:innen,

es ist mir eine große Freude, als Jury-Mitglied für den Open Call zum Thema „Auf der Straße“ tätig zu sein. Die Resonanz war überwältigend: Wir haben rund 20 eindrucksvolle Kolumnen erhalten.

Wie unfassbar dicht und ergreifend die Teilnehmer:innen in nur maximal 3 000 Zeichen (inkl. Leerzeichen) bunte Bilder im Kopf entstehen lassen können, ist nicht nur beeindruckend, sondern zeigt uns wieder einmal, wie wichtig Teilhabe und Partizipation ist. Ohne euch wäre diese Ausgabe nicht möglich gewesen!

Auch das Erscheinungsbild von Straßenzeitungen ist bunt und vielfältig, doch allen gemeinsam ist ihre Mission: Sie bieten ein wichtiges Sprachrohr für Menschen in finanzieller Not, die sonst oft ungehört bleiben. Straßenzeitungen werden von professionellen, sozial engagierten Journalist:innen gestaltet und von Menschen in schwierigen Lebenssituationen verkauft. Sie greifen gut recherchierte Themen auf, ohne Einflussnahme oder Gewinnabsicht, und bieten oft eine Plattform für Geschichten, die in anderen Medien keinen Platz finden.

Die Kolumnen, die wir für den Open Call erhalten haben, spiegeln genau diese Vielfalt und Tiefe wider. Von bewegenden persönlichen Erlebnissen über

kreative fiktionale Erzählungen bis hin zu sozialen Analysen – die Beiträge haben uns berührt.

Unsere Jury hat die Einsendungen anonymisiert gelesen. Die teilnehmenden Autor:innen haben uns die Entscheidung wirklich nicht gerade leicht gemacht, doch letztlich konnten wir uns auf einen Gewinner einigen. Wir gratulieren **Ahmad Alshrihi** zu seinem Text „**Halloween für Anfänger**“ und freuen uns, zukünftig öfters von ihm im Megaphon lesen ;).

Im Namen der gesamten Jury möchte ich allen Teilnehmer:innen unseren herzlichen Dank aussprechen. Ihr habt durch eure Beiträge nicht nur die Bedeutung und die Herausforderungen des Lebens auf und neben der Straße beleuchtet, sondern gezeigt, wie viel Kreativität und Leidenschaft in unserer Community steckt. Wir freuen uns darauf, euch die ausgewählten Kolumnen vorzustellen, und sind sicher, dass ihr von diesen Geschichten genauso bewegt und inspiriert sein werdet wie wir.



↑
JULIA REITER liest nicht nur gerne Herr der Ringe. Auch die Einsendungen dieser Ausgabe hat sie begeistert verschlungen.

„Die Straße gleitet fort und fort, Weg von der Tür, wo sie begann, Weit überland, von Ort zu Ort, Ich folge ihr, so gut ich kann ...“

Seit wir diese Ausgabe planen, schwirren mir J.R.R. Tolkiens Zeilen durch den Kopf. Als ich noch klein und mein Schlafzimmer voller Legolas- und Aragorn-Poster war, fand ich in Tolkiens Zeilen einen Zufluchtsort. In Mittelerde tobten zwar die wildesten Kämpfe, aber es waren nicht meine. An die Straße von damals wollte ich gerne in dieser Ausgabe anknüpfen. Ich wollte die Strophen aus meinen Kindersachen hervorkramen, die ich damals dazu gedichtet hatte, in einer Zeit, als es sich noch so anfühlte, als könnte man mit einer Diddlfüllfeder und genug Motivation eines Tages Schriftstellerin werden. Doch heute sind die Kämpfe zu laut und zu nah. Ich würde so gerne einfach nur dem Gewinner unserer Ausgabe gratulieren, mich über all die Zeilen freuen, die bei uns eingetrudelt sind. Aber dort, wo meine Mundwinkel nach oben ziehen sollten, kullert es nass herunter. Trennung, Krieg, Trauma, Suizid, Ertrinken, ... Viel zu viele Menschen haben viel zu viel verloren.

Danke Omar, dass du uns als Jury-Mitglied unterstützt, obwohl du gerade einen Verlust hinnehmen musstest, der dich „stumm macht“. Ich könnte an dieser

Stelle versuchen, ein verbales Pflaster auf die Wunde zu legen, schlaue Sätze zu sagen wie „Die Zeit heilt alle Wunden.“ oder „Trauern ist liebevolles Erinnern.“ Doch die Wahrheit ist: Wenn es wehtut, tut es einfach nur verdammt weh. Und dieser Schmerz verlangt, gesehen zu werden. Daher: Allen, deren Kämpfe gerade laut und nah sind, wünsche ich von Herzen viel Kraft, Energie und Zusammenhalt – im Namen des ganzen Megaphon-Teams.

Auf Spotify läuft „The Shire“ (dt. „Das Auenland“) von Howard Shore. Sattgrüne Hügel heben sich sanft vom Boden ab, die Luft hat etwas gänzlich Unheroisches. Ich bin wieder klein. Ich lasse mich von den einfachen Harmonien davontragen, von den Akkorden, die nach Sicherheit klingen. Wer „Der Herr der Ringe“ gelesen hat, weiß: Das bleibt nicht so. Spoiler? Es gibt dennoch Hoffnung. Manchmal kommt sie nur noch ganz abstrakt daher, als Postings von Mental Health Influencer:innen etwa. Manchmal ist sie eine liebevolle Umarmung. Wo wir sie finden können? Vielleicht näher, als wir denken, vielleicht sogar auf der Straße ...

„Ihr lauft raschen Fußes nach, Bis sie sich groß und breit verflücht. Mit Weg und Wagnis tausendfach. Und wohin dann? Ich weiß es nicht.“

Ich vermisse alles



OMAR KHIR ALANAM ist bekannter Autor und war Teil der Open-Call-Jury. Er teilt mit uns diesen Text aus seinem Gedichtband „Auf der Reise im Dazwischen.“

Im Flüchtlingsheim wartend auf den Asylbescheid Ich vermisse alles. Ich habe Sehnsucht nach allem, was war. Die Sehnsucht ist Schmerz. Das Vermissen ist wie eine glühende Kohle, die mein Herz verbrennt oder den Rest meines Herzens. Dieser Rest, der dem Krieg und der Flucht entronn. Ich vermisse alles. Die Träume, die unter der Asche unseres Hauses ersticken. Die Träume, die nicht in Erfüllung gingen. Ich vermisse alles. Unsere Wohnung, die durch sie zerstört wurde. Ich vermisse den Streit zwischen meiner Mutter und meinem Vater, der häufig war und den ich immer hasste. Das ist das Leben, sehr einfach und sehr kompliziert. Ich vermisse den meistens unzufriedenen Vater. Ich bin der Beste in der Klasse. Mein Vater: „Ja und?“ Ich arbeite im Sommer und gehe unter dem Jahr in die Schule. Mein Vater: „Als ich in deinem Alter war, war ich selbstständig und habe bereits für dreißig Wohnungen die Installation gemacht.“ Mein Vater, das Beste für ihn wäre gewesen, ich hätte die Schule verlassen und wäre arbeiten gegangen. Am besten Installateur so wie er. Mein Vater, der beim Kartenspielen gewinnt und mit lächelndem Gesicht nach Hause kommt und mit der Mutter flirtet. Ich vermisse meinen erschöpften Vater. Ich vermisse meine Mutter. Das Essen, das ihre Hände gemacht haben. Ich vermisse meine weinende Mutter. Meine Mutter, die keine Gedichte gehört hat, außer meine. Sie schaut mich an, lächelt und klatscht dreimal. Sagt: „Bravo, Bravo! Geh' mein Lieber, und bete das dritte Gebet für heute.“ Ich trage einen Text vor und erzähle ihr von Aphrodite. Sie schaut

mich an und fragte: „Hast du heute im Koran gelesen?“ Ich vermisse alles. Ich vermisse die Straßenverkäufer. Die Rufe, die mich immer störten und durch die ich aufgeweckt wurde. Der Verkäufer des Trinkwassers brachte uns alle zwei Tage Trinkwasser. Der Tomatenverkäufer schrie mit schriller Stimme: „Tomaten, Tomaten, Tomaten, frische Tomaten! 50 Lira für zehn Kilo Tomaten! Nur 50 Lira!“ Ich vermisse die Stimme unserer Nachbarin, die aus dem Fenster sieht und zu ihm rief: „Wie viel kosten die Tomaten?“ Er sah sie an und dachte: „Was schreie ich seit einer Stunde?“, aber doch antwortete er ihr: „Zehn Kilo Tomaten für 50 Lira. Sie sind sehr frisch.“ Sie antwortete: „Warum sind sie so teuer? Bring eine Kiste für 40 Lira!“ Er sah sie an und sagte gereizt: „Glaubst du, dass ich Häuser verkaufe, damit du verhandeln kannst?“ Sie: „Nerv nicht! Sei ruhig. Hast du einen kurzen Atem? Okay bring sie für 45 Lira!“ Er sah sie genervt an und lachte. Ich vermisse alles. Die Sehnsucht macht alles schöner, was gewesen war. Macht alles, was gegangen ist, zu einer beschützenden Heimat. Ich vermisse alles und denke, ich habe all das erlebt und die schönen Erinnerungen. Aber was sagen die Kinder, die im Krieg aufwachsen und die nichts vermissen können außer den Schreien der Menschen, die ihre Liebsten verloren haben. Die Kinder, die sich an nichts erinnern außer an die Geräusche der Waffen. Ich vermisse das Ich, das ich am Weg der Flucht verloren habe. Ich vermisse die Zeit, bevor diese Frage das Schicksal meiner Tage geworden ist: „Woher kommst du?“ Als ich mich nicht jeden Tag verteidigen musste.

Was ist die Straße?

TEXT:

BERNADETTE BOESCH

Die Augen geschlossen, sehe ich sie erst als Autofahrbahn. Der Begriff wird scheinbar nicht ohne Grund synonym verwendet. Ich blicke mich gedanklich um: Es kommen Parkstreifen, Rad- und Gehweg dazu und hier und da Gastgärten, die mit Letzterem konkurrieren. Je nach Stadtregierung – ich schweife nicht ab! – zähle ich auch mehr oder weniger Grünstreifen, Bäume, Wasserbrunnen und Sitzgelegenheiten.

Diese Akkumulation von „Infrastruktur“ ist für die meisten in erster Linie eins: Durchzugszone. Ein Raum zwischen A und B oder 1 und 2.

Klingt fad?

Du weißt: Zwischen zwei Ziffern liegen viele andere Zahlen, um nicht zu sagen die Unendlichkeit.

So hat auch die Straße tausende Gesichter: Mal kalt und nass, düster und gruselig ... Mal zum Verweilen einladend, lachend, musizierend ... – ein Raum der Begegnung, unerwarteten Wendungen, Schicksalsschlägen.

Je nach Alter, Geschlecht, Wohlstand und Herkunft wandelt sich der Blick auf die Straße.

Für ein Kind wird sie allzu oft zum Ort, an dem es nachgeschrien bekommt: „Vorsicht!“ Ein Ort der Gefahr, ob seiner Geschwindigkeit. Diese fehlt den älteren Bürger:innen, wenn sie sich bei schon blinkenden Ampeln über die Kreuzung hieven.

Das Geschlecht spielt vor allem bei Nacht eine tragende Rolle alleine auf der Straße. Zitterst du oder shakest du unter der Straßenlaterne? Versteckst du dich oder lauerst du hinter der Ecke? Bist du Frau oder Mann?

Während die einen die Straße aus ihrer Kindheit und Heimat als konsumfreien Ort der Begegnung mit Tieren und Menschen als wuselig und voller Leben kennen, kennen die anderen sie zum Shoppen und ab 21:00 als ausgestorben und menschenleer. Zieht man mit einem SUV durch die Straßen oder barfuß? Eilt man oder verweilt man? Erledigt oder genießt



FOTO:

LENA SATZER

man?

Dieser vermeintliche Durchzugsort birgt die Essenz einer Gesellschaft. Das Verhalten der Menschen auf der Straße ist Abbild der Kultur einer Stadt. Dort entstehen Öffentlichkeit und Meinung der Bürger:innen.

„Auf die Straße gehen“ klingt nach nicht viel – bis es zum bedrohten Privileg von Menschen eines demokratischen Staates wird –, um dort Teil des Lebens zu sein, das öffentliche Leben zu gestalten, zu demonstrieren!

Zu demonstrieren für ein gefahrenfreies, friedliches, gerechtes, gesundes – kurz: für ein gutes Leben für alle.

Denn nicht zuletzt ist die Straße für viele immer noch eines: ihr Zuhause.

B-Hard Ultrarace

TEXT:
SASCHA PSEINER

Landschaften, Zeit, Wahrnehmung und Bewegung verschmelzen, der Blick trübt sich, der Kopf ist müde, die Augen schwer. Warum bin ich hier und wo genau bin ich? Ich nahm am B-Hard Ultrarace in Bosnien teil, einem unsupported Ultra-Rennradrennen über 1.200 km und 16.000 Höhenmeter in 90 Stunden. Anreise mit dem Rad: drei Tage, 360 km und etliche Abenteuer später erreichte ich Banja Luka. Der schwierigste Teil ist die Zeit vor dem Rennen. Die Nervosität steigt, alles wird visualisiert, letzte Besorgungen werden gemacht, die Fahrer:innen kennengelernt. Am Samstag um 5:00 Uhr starten wir langsam aus der Stadt. Der Start war neutralisiert, doch bald ging es richtig los. Von einer Tankstelle aus rief der Veranstalter Nikica Atlagic mit einem Megaphon die Starter:innen auf. Im 30-Sekunden-Takt ging es auf die Straße. Es ging über den Nationalpark Kozara nach Jajce, an Wasserfällen, Seen und Schluchten vorbei, bei wenig Verkehr. Immer wieder traf ich auf dieselben Fahrer, kurze Gespräche, dann Stille, ich fuhr in meinem Tempo weiter. Kühe auf der Straße, Hitze und Steigungen. Von Kupres nach Mostar ging es zügig über mehrere Abfahrten, die letzte führte mich bei Sonnenuntergang direkt in die Stadt. Schnell holte ich den Stempel, nahm Sandwich und Kaffee dankend an. In die erste Nacht und nach Tre-

binje: gut gelaunt, das Radfahren macht immer noch Spaß. Über den Ćiro Trail ging es bei leichten, langen Anstiegen hinauf. Trebinje bei Nacht, um 2:00 Uhr, niemand am Checkpoint. Weiter in den Anstieg, ein weiterer Schlauchwechsel. Die Nacht war dunkel, Hunde bellten, doch ich war fit und glücklich. Die Morgendämmerung brachte eine kurze Pause und ein Frühstück. Ein freundliches „Jutro“ und eine kurze Unterhaltung mit einem Einheimischen, der auf ein Auto wartete, hielten mich bei Laune. Der Einbruch kam hart, aber kurz vor dem Nationalpark Sutjeska fand ich meinen Rhythmus. 605 km ohne Schlaf, 27 Stunden unterwegs. Schöne Berge und Abfahrten belohnten meine Anstrengungen. Višegrad erreichte ich bei Mittagshitze, durch 39 Tunnel. Bei über 35° ging es über mehrere Anstiege und nach einem ersten Powernap auf den Jahorina, den höchsten Punkt der Reise. Bei meiner Ankunft lief „It's my life“ von Bon Jovi und das motivierte. Ich fror bei der Abfahrt nach Sarajevo. Über viele einsame Straßen nach fast 48 Stunden ohne richtigen Schlaf durch die Berge nach Konjic. Bei 14° bis 3° in der Nacht kämpfte ich mich durch die Berge. Endlich eine kurze Pause, die Abfahrt war kalt und gefährlich. Ein harter Anstieg, Müdigkeit und Temperaturwechsel machten es nicht leichter. Schieben, wenn nötig, kurz



FOTO:
THERESA FURTLEHNER

schlafen auf einem Schotterparkplatz. Sonnenaufgang, weiter, immer weiter. Die Abfahrt war steinig, aber die Natur wunderschön. Brunnen, Zähne putzen, wieder rauf aufs Rad. Die Straßen wurden besser, die Landschaft erfrischend. In Konjic bekam ich einen neuen Tracker, dritter Platz, und fuhr motiviert weiter Richtung Vlačić. Powernap und kurze Begegnung mit einem Radreisenden. Anstiege in der Hitze, Wasser und starke Müdigkeit waren von nun an meine Begleiter. Der rechte Knöchel schmerzte, der Schlafentzug ließ mich halluzinieren.

Schließlich, nach 64 Stunden und 35 Minuten, erreichte ich den Park Petar Kočić als Dritter. Die Erleichterung, das Ziel, die Menschen, die Freude. Nikica, Luka und andere begrüßten mich. Endlich, ein Recoveryshake, eine Dusche, Schlaf. Am nächsten Tag beim Kaffee realisierte ich langsam, was passiert war. Die Finisher-Zeremonie, Geschichten und Lachen mit anderen Fahrern. Bin dankbar für dieses Abenteuer und allen, die mich unterstützt haben. Die Heimreise verlief schneller als geplant, mal am Rad, mal im Zug. Um Mitternacht war ich endlich zu Hause, erschöpft, aber glücklich. Ich werde wiederkommen.

Tränen im Sommer*

TEXT:
SEBASTIAN GRAYER

Wenn ich an den Sommer denke, dann denke ich an das Primäre, das während dieser Zeit gegen das gewohnte Gewand des Alltags rebelliert und ankämpft, sich in den Abendstunden mit der untergehenden Sonne in eine feste Erinnerung verwandelt, sich ihrer anschmiegt. Hier zeigt sich dann das Wahre, was sich untertags im fluiden und schnellwechselnden Stadtablauf einer tiefen Stilllegung entzieht, gar einer Nahbarkeit – das meine ich zu dem Zeitpunkt seit jeher erfahren zu haben: Das Vorübergehende verschwindet, das Bleibende zeigt sich und der Alltag beginnt zu atmen. Währenddessen der Duft des nassen Asphalts gemischt mit den letzten Sonnenstrahlen also an diesem Donners- tagabend durch den Fensterspalt seinen Weg in meine Wohnung findet, kommt mir der Gedanke, dass jeder einzelne Sommer in seinem Wesenskern doch vielmehr ein Sich-im-Schauen-Üben nahelegt, ob man jetzt will oder nicht. Es scheint, als ob wir in dieser Zeit eine Waage zücken, um das Gewicht der Beobachtungen abzuwiegen, bevor wir sie dem Ganzen des Primären entnehmen. Das macht jeden Sommer aus.

So beobachtete ich in den ersten Sommermonaten eine junge Frau, etwa 24 Jahre alt, wie sie an mir vorbeispazier- te, eher hastiger, als wir es von Spazier-

gänger:innen sonst kennen. In ihrer Hand hielt sie ein Buch, das sie vor Augenblicken noch auf einer Bank sitzend gelesen hatte, in unmittelbarer Nähe zu mir. Mit ihrem rechten Handrücken wischte sie sich ihre Tränen von ihren geröteten Wangen, und ihren Lippen gelang kein Lächeln. Stattdessen befeuchteten die Tränen ihre trockene brüchige Oberlippe, beide Lippen zitterten zudem. Ihr weißes Kleid machte sanfte Bewegungen im Rhythmus des Windes, der nach Tagen der unerträglichen Sommerhitze in der Stadt eingesetzt hatte. Dieser wehte auch ihr dunkles Haar in ihr Gesicht, sodass sie ständig bemüht war, ihr Haar vom Durcheinander zu retten. Unsere Blicke trafen sich nur kurz: „Alles wird gut“, hörte ich mich noch denkend sagen, ehe sie schon an mir vorbei war. Sie wählte jenen Weg aus dem Park, über den ich vor einer Stunde in den Augarten gekommen war.

Dort lag, wenige Schritte vor dem beginnenden Gehsteig, so erinnere ich mich, eine einzelne Rose, die wie verloren schien, stellte man die große Asphaltfläche der Pflanze gegenüber. Vor der Rose blieb die junge Frau stehen und hielt inne. Sie blickte unsicher um sich, ging in die Knie und hob sie mit einer großen Vorsicht auf, die ich zuvor nicht kannte. Obwohl sie den frischen Ge-



FOTO:
LENA SATZER

ruch einer Rose verloren hatte, gab sie der Frau ihre Unerschrockenheit zurück. Ich meine, ein kleines Lächeln in ihrem Gesicht erkannt zu haben und dass sie in diesem Moment zu sich selbst sprach. Nun ist sie nicht mehr allein, zusammen ist die Einsamkeit erträglicher. „Sich an der Freude des anderen erfreuen, zeichnet den Menschen aus“, meine ich. Die Rose nun in der linken Hand an ihre Brust gedrückt, verliere ich sie aus meinem Gesichtsfeld. Doch die Erinnerung hebe ich aus dem Primären heraus. Und sie bleibt.

Ich bleibe in diesem Sommer wohl in Graz.

Auf der Straße

Mit 13 zog es mich raus auf die Straße. Zuhause war kein Platz, alles zu laut und zu viel los. In der Schule habe ich keinen Anschluss gefunden. Es gab keinen Ort, an dem ich Ruhe und Sicherheit empfand, also hab' ich die Straße als einen solchen imaginiert. Die Angst vor ihr hatten immer nur die Erwachsenen. Ich verstand nicht, was sie meinten. Menschen zu treffen, die Ausgrenzung und Einsamkeit kannten, und darüber Verbindung zu schließen war mein Wunsch. Er blieb mir jedoch verwehrt – eingeschlossen und isoliert besuchte ich die Straße nur mehr vereinzelt, einen Kinderwagen vor mir herschiebend.

Mit 16 zog ich von meinem Elternhaus in eine betreute Wohneinrichtung für Jugendliche und damit sofort wieder hinaus auf die Straße. Auf der Suche nach Anschluss, nach der Gruppe von Menschen, die so ist wie ich. Diesmal war mein Zuhause zu leise, zu leer. Ich versuchte es mit Menschen zu füllen, die ich auf der Straße fand. Langsam verstand ich die Angst der Erwachsenen. Nicht jede Erfahrung, die ich in dieser Zeit machte, war eine gute. Es gibt Gewalt auf der Straße. Als oftmals weiblich gelesene und (gender)queere Person begegnet sie mir noch heute.

Meine ersten Erfahrungen mit der Straße waren jedoch voller Zärtlichkeit: Wir alle teilten den Verlust eines Zuhauses. Entwurzelt, aber nicht vereinzelt versuchten wir, uns gegenseitig über Wasser zu halten – leider gelang uns das nicht für alle. Ich habe in der Zeit viel Leid gesehen und nicht verstanden, warum diese Dinge passieren mussten. Die Straße als Zufluchtsort entwickelte sich für mich zum Damoklesschwert. Sie war eine immerwährende Drohung: Mach deinen Schulabschluss oder du landest auf der Straße. Schau, dass du zu Geld kommst, sonst landest du auf der Straße. Passe dich an und leiste etwas, oder du landest auf der Straße. „Auf der Straße zu landen“ bedeutete zunehmend, auf sich allein gestellt und den Umständen ausgeliefert zu sein.

Nicht jede Person, die ich damals kennengelernt habe, würde das so erzählen. Für manche bedeutete die Straße tatsächlich Freiheit und Selbstbestimmung. Doch ich wusste: Ich würde auf ihr nicht überleben, weswegen ich versuchte, dieses Schicksal mit aller Kraft zu verhindern. Ich habe den Großteil meiner Jugend in Armut gelebt und diese Angst, sein Letztes zu verlieren und auf sich allein gestellt zu sein, hat sich in meinem Körper eingeschrieben. Ich spüre sie täglich, wenn ich auch jetzt nicht mehr von Armut betroffen bin, denn ich weiß, es kann schneller gehen, als es einem lieb ist.

Dieser Umstand macht mir aber nicht nur Angst, sondern vor allem wütend, denn ich weiß, dass es nicht so sein muss. Deshalb zieht es mich heute wieder raus auf die Straße. Doch dieses Mal, um sie mir mit anderen unter Protest zurückzuholen. Die Straße war nie das Problem: Es ist das System, das dafür verantwortlich ist, dass sie unsicher ist. Dies gilt es zu verändern mit der größten Kraft, die wir haben und die ich von Leuten auf der Straße gelernt hab: dem Miteinander.



TEXT:
COSMO

FOTO:
ALINA ECKHARD

Eine fremde Flaneurin

5:30 Uhr – Wer Graz mal nackt sehen will, sollte in den frühesten Morgenstunden auf die Straße. Es ist eine andere Stadt. Die leeren Häusergräben, die noch abgasfreie Luft, die auffällige Stille – für das introvertierte Herz eine Freude. Gestern hat mich der Lärm der Studenten-Party in den Schlaf getrieben und als endlich nichts mehr unter mir zu hören war, bin ich los, obwohl meine Beine gegen den frühen Marsch ins Nirgendwo rebellierten. Manchmal lässt sich innere Unruhe nur mit Wanderschaft beseitigen, vor allem bei einer Matratze aus dem letzten Jahrhundert. Die Sonne hat sich zwar angekündigt, lässt aber noch auf sich warten und tunkt deswegen alles in Indigoblau, selbst das Blut vor der Wohnheimtür. Wieder eine Schlägerei, die ich verpasst habe. Kalte Luft schneidet sich in meine Lungen, die Nase brennt. Meine Schritte sind träge. Ich streife an den Häusern vorbei, die ihr Inneres mit zugezogenen Vorhängen oder hinuntergelassenen Jalousien verstecken. Ein Taxi hält quietschend auf der anderen Straßenseite. Eine Frau mit Kopftuch klettert heraus und stürmt in ein Wohnhaus. Zu dieser Stunde sollte es eigentlich niemand eilig haben – der Straßenfeger vor mir verfolgt den gleichen Grundsatz. Aber auch das Taxi gibt sofort Gas, als die Tür wieder zufällt.

Ich bin kurz vorm Stadtpark. Obwohl ich kein Ziel habe, kann ich mich nicht verirren. Eines muss ich wohl erklären: Die Grazer Straßen sind nicht die meinen. Waren und werden sie auch nie – auch nach zehn Jahren Pendelei nicht –, aber ich kenne sie besser als die meisten. Sie haben mich geführt, verwirrt, berührt und gejagt, egal zu welcher Jahreszeit, obwohl das mit der Jagd hauptsächlich die Schuld vom Krampus war, aber das ist eine andere Geschichte. Zuhause ist mir das alles noch nie passiert. Hier verlangt man von mir weitaus mehr Durchhaltevermögen.

Es wird merklich heller. Der Himmel bekommt sein Blau zurück. Vor meinem Kinderzimmer-Fenster würden jetzt bestimmt schon die Vögel singen. Ich sehe auf zum Berg ohne Schloss. Ich weiß nun, wo ich hin will, und lege einen Zahn zu.

Als ich mir eingebildet habe, erwachsen zu sein, bin ich ins Heim. Ich dachte, dass es wichtig wäre, damit ich selbständig werden würde. Ließ das Landleben also hinter mir, aber jeden Tag Curry-Sandwiches vom Spar zu essen oder keine saubere Wäsche zu haben, schien sich von der eigentlichen Intention zu unterscheiden. Meine Gedanken machen mich langsam. Der Grazer Hügel ist trotz geringer Höhe schwer zu erklimmen. Doch kaum habe ich das menschenleere Gelände mit dem prägnanten Wahrzeichen erreicht, sehe ich nur den freien Ausblick Richtung Süden. Richtung Heimat. Ich verweile, bis die Sonne über dem Horizont steht. Es ist 6:30 Uhr. Graz zieht sich wieder an.



TEXT:
LEE FU

FOTO:
THERESA FURTLHNER

Most prijateljstva*

TEXT:

BARBARA WOI-PAIERL

FOTO:

ALINA ECKHARD

Es hat ihn nie gegeben, den Krieg in meiner Straße. Die Querschläger im Auwäldchen hinter dem Gartenzaun meiner Kindheit, einen unter der Uferböschung lauern den österreichischen Panzer im Bach hinter dem Maulbeerbaum vor dem Glastüreingang zur Bücherei in unserem Bundesoberstufenrealgymnasium, den Kriegslärm aus Gornja Radgona, der über die Mur/a auch bei geschlossenen Fenstern deutlich in unserem Haus zu hören war, hat es deshalb für uns Kinder und Jugendliche nicht gegeben, da es ganz unmöglich schien, dass wir traumatisiert hätten sein können, als man uns evakuiert hatte, und ich sagte zu den Jüngeren, als sie mich fragten, ob der Vater, der als Militärarzt geblieben war, und die Mutter in Gefahr seien, oder die Nachbar:innen, die Lehrer:innen, die Soldaten, die Bürger:innen beidseits des Flusses, vielleicht auch das Haus brennen könnte, aufgrund der Geschosse, dass man es nicht wissen könne, denn ich war ja selbst noch nicht volljährig und auch nicht vorbereitet auf die Geschehnisse hinter dem Hochwasser-Flutschutzdamm unserer Kindheit. Die Ereignisse schienen unwirklich, schemenhaft, beängstigend, nicht-zugehörig der Welt unseres Alltags, ähnlich den heruntergelassenen Fensterläden und geschlossenen Balken, als der radioaktive Regen aus Tschernobyl in der Ukraine heranzukommen drohte, da die Windrichtung drehte. Da es seit 1945 in Österreich keinen Krieg mehr gegeben hatte, lehrte man uns zumindest im Kindergarten und in der Volksschule, konnten wir nicht glauben oder innerlich verarbeiten, dass die Flüchtlinge aus der ČSSR un-gesehen nachts angeblich in der Mur/a ertrunken sein sollten, und sagten uns, so etwas darf nie wieder geschehen, und

später wollten wir helfen, aber es blieb die Frage nach einem Wie?, während die Regierungshubschrauber Kreise über unserem Haus zogen. Wir konnten als Kinder nicht verstehen, warum der Fluss nur österreichische Bäche als Zulauf auf unseren Hausübungs-Landkarten des Bezirks haben sollte, wo doch auf der anderen Seite deutlich vernehmbar der Plitvički potok plätscherte. Das Schloss Oberradkersburg/grad gornja radgona blickte ungerührt, schien uns damals, auf beide Städte und Staaten, den Drauchenbach, oder Mühlgang. Kurparks, Mineralwasser, Kukuruz/Mais, Kürbisse und Thermalquellen gab es nicht nur in der Nähe Sieldorfs/Žetincis, auch in Radanci/Radein, Apace/Abstall und Muraszombat/Murska Sobota? Wir hörten die slowenischen Feste, Messen, Umzüge, Sportveranstaltungen genau so deutlich per Lautsprecher über die Mur/a tönen, wie die Musik vom beispielsweise österreichischen Pfarrfest, lauschten dem Klapotetz/Klapotec, den Früh- und Dämmerhuppen, dem Chorgesang und ungewollt im Sommer auch den lauten Diskotheken beider Staaten bis spätnachts. Hinter unserem Garten lag in etwa 100 Metern Entfernung Jugoslawien, südöstlich von uns hieß die nächste größere Parallelstraße Partizanska ulica, und der dortige Busbahnhof, Frizer, Supermarkt oder Blumenladen war ebenso in wenigen Minuten zu Fuß oder per Fahrrad erreichbar, wie der nordwestliche österreichische innerstädtische Bereich. Die Spielplätze, mit Schaukeln, Karussell, Wippe und Sandkästen im Wald gingen unter wilden Holunder-Büschen und Brombeer-Ranken in das militärische Übungsgebiet über, auf dessen Panzersperren und Hindernissen wir mangels

Einzäunung herumkletterten, bis wir von Erwachsenen erklärt bekamen, dass man das nicht tun darf. Unter Bärlauch, Hän-sel-und-Gretel-Blumen und Rosskastanien entdeckten wir die Spuren der nicht mehr vorhandenen Eisenbahn-Trasse zwischen den zwei Bahnhöfen der Stadt/Städte in zwei unterschiedlichen Staaten und noch tiefer in der Au erreichten wir Untermittlerling. Beim Fangenspielen gerieten wir unabsichtlich auch in die Dörfer und deren uns unbekanntes Schriftzeichen auf Tafeln, und gerade, weil wir die Sprachen Prekmurjes in der Schule niemals erlernt hatten, faszinierten sie uns wie ein Geheimnis aus Büchern: Avalon, Indianer-Geschichten, Prekmurje im Nebel über dem Fluss, Science-Fiction-Romane und Mozart-für-Kinder-Hörspiele waren in unserer Fantasie gleichwohl spannend und abenteuerlich und daher nicht voneinander zu trennen. Die Bäuerinnen fütterten uns gutmütig mit Keksen und Prekmurska Gibanica als Gegenleistung für beispielsweise den Segen unseres brav ausgeführten Sternsingens oder Gedichte-Aufsagens auf ihre jeweilige Aufforderung hin. Heute ist die Freundschaftsbrücke/most prijateljstva über die Mur/a am Ende der Straße, in der sich das Haus meiner Kindheit befand, daher ein Ort meiner Dankbarkeit: für den Frieden. Wenn Sie einmal dort auf den Bänken sitzen, mit einem Stanitzel Eis beispielsweise, und auf das verbindende Wasser blicken in der Mitte der Städte und Staaten, auf das Schloss und die Parks, den Wald, die Häuserzeilen, und den Sonnenauf- oder Untergang. Wünsche ich Ihnen viel Glück und auch Wohlergehen.

* Einsendung ohne Titel, Titel von der Redaktion gewählt

Fakt und Fiktion

TEXT:

EVA RENNER-MARTIN

Wieder mal duschen und die Kleidung wechseln wäre nicht schlecht, denk ich mir, und schmiede Pläne, was ich als nächstes tun könnte. Ich trage noch immer die auffälligen orangen Dunlop-Gummistiefel, die ich mir in Kanada aufgrund strömenden Regens am Flughafen schnell gekauft habe. Bis ich aus dem Land geworfen wurde, und hier in Innsbruck ist es Sommer und brennend heiß. Unpassend, denke ich mir, und verziehe mich vor die Bahnhofshalle, wo ich einen geschützten Ort suche, um mal wenigstens die Schuhe zu wechseln. Beim Rucksackpacken hab ich mir noch schnell billige weiße Sandalen mitgenommen, das passt – ich schlüpfte hinein. Die Stiefel stopfte ich in meinen Rucksack. Bewege mich wieder zu den Bahnsteigen, nur weg von hier, denn auffällig will ich nicht werden. Eine S-Bahn fährt zum Brennerpass hinauf, ich bin nicht wählerisch und steige in den Zug. Er fährt langsam an, beschleunigt dann und erreicht sein Tempo, wiegende, leicht schaukelnde Bewegungen, und ich schlafe ein. Am Brenner wache ich wieder auf, an der Endstation, diese erkunde ich einmal. Nicht viel zu sehen, ein Warteraum und eine scheinbar beheizte Bahnhofs-WC-Anlage. Das trifft

sich für mich gut, denn der Abend bricht herein und ich bin noch hundemüde von der anstrengenden Reise Wien-Zürich-Toronto-Zürich-Bregenz-Innsbruck. Ich entscheide mich, hier zu nächtigen, obwohl es in meiner Situation sicher ein weiterer Schritt nach unten ist. Irgendwie ist es auch spannend, und ich hab` sowas eh noch nie erlebt, sandeln, und ich bin ja noch nicht so lange eine Wohnungslose. Das weiß ja Gott sei Dank keiner, außerdem hab ich meinen riesigen grünen Backpacker- Rucksack, in dem jetzt die Gummistiefel, der kanadische Spontankauf, sind, neben Unterhosen zum Wechseln, Socken, einer Ersatzhose, T-Shirts, Handtüchern, Toilettartikeln, und einer gemusterten Fleece-Decke, die ich mir in Erinnerung an die Uni von dort vorher mitgenommen habe. So, jetzt nehme ich erstmal die Stiefel und baue mir aus den weichen Gummidingern einen Polster, die Handtücher als Unterlage, lege mich neben meinen Rucksack, die Decke darüber. Das ganze Lager neben dem Heizkörper in der WC-Anlage. Ich versuche zu schlafen, doch ich denke halt nach. So kann es wirklich nicht weitergehen. Zuerst der Streit mit der Mama, wohnungslos dank ihr in Wien, ohne Wohnung keine Uni

mehr, mein spontaner Toronto-Flug mit dem Ein- und Ausreisestress, bei der Caritas um Geld betteln, und jetzt nächtigen auf der Bahnhofstoilette ... am nächsten Morgen entschließe ich mich, zurück nach Innsbruck zu fahren, und von dort geradewegs zur Mama nach Kärnten. Dort angekommen, leere ich in meinem Kinderzimmer erst einmal den Rucksack aus, die schnell eingepackten Unterhosen, T-Shirts, Socken, Handtücher, und am Ende fällt noch einer meiner Gummistiefel heraus, der zweite fehlt. Der Konflikt um den Wohnungsschlüssel muss sich doch lösen lassen, ich will zurück nach Wien, wo ich mein Leben habe. Also wieder mal bei der Mama um Liebe betteln, denn so ein halbes Straßenleben ist nicht schön und geht mir sowieso schon an die Substanz. Wie es da wohl den Langzeit-obdachlosen geht?



FOTO:

LARA KAUFMANN

Aufs Aug' gedrückt

TEXT:

LEO RABENSTEINER

Dunkel war's, der Mond schien helle – oder was leuchtet dort? Ach, wieder nur ein Werbebildschirm. Eine schneebedeckte grüne Flur, der Spot muss für Rasierschaum sein. Würde mich nicht wundern, wenn der Wagen blitzschnelle aus der runden Ecke fährt, da reichen ja schon die mehr als zwei Sekunden, die wir auf die grelle Anzeige schauen.

Wirklich viel bekommen die im Wagen sitzenden und stehenden Leute davon nicht mit, die Scheiben sind ja mit Werbung beklebt. Gut, dass der Bildschirm an der Decke ihnen keinen Anlass bietet, mit dem vertieften Schweigen aufzuhören. Jetzt ein Clip mit einem erschossenen Hasen, der auf der Sandbank Schlittschuh läuft. Varta? Urlaub in Dubai? Aktiver Tierschutz?

Nächster Spot: Der blondgelockte Jüngling hat auf einmal rabenschwarzes Haar. Das muss von Schwarzkopf sein. Und die grüne Kiste, die rot angestrichen war? Lack. Jetzt eine alte Schrulle, die erst 16 Jahre alt sein soll: E-Zigaretten. Eine Butterstulle, die mit Schmalz bestrichen wird. Vermutlich eine Limited Edition von Ölz.

Unser Alltag ist durchrationalisiert, aber gleichzeitig auch voller Wunder

und erstaunlichen Dingen. Wir sehen scheinbare Widersprüche und phantastische Dinge, in hoher Auflösung und in kürzeste Clips gepackt. Dann gibt es noch all die Plakatwände und Werbepanellen, bunte Bilder in den allzu grauen Straßen. Aber werden hier wirklich Träume geschaffen, oder bedeutet die Verkaufsabsicht dahinter nicht eher omnipräsente Albträume, wenn man gerade nicht kaufen kann oder will? Leider: Geil schaut anders aus.

Wir sind damit aufgewachsen und wir finden uns damit ab, dass auf jede erdenkliche Weise versucht wird, uns etwas zu verkaufen. They call it capitalism. Wo er möglich ist, installieren viele zwar Adblocker und schauen weg, doch das ist nur selten überhaupt möglich. Werbung erreicht unser Unterbewusstsein und schafft dort Wünsche, die wir ohne sie oft nicht hätten. Wir hätten weniger Depressionen und Ängste, wenn uns nicht ständig das Gefühl vermittelt würde, dass wir nur mit diesem Waschmittel oder jenem Fruchtsaft so glücklich sein könnten wie die ausgelassene Familie.

Wenn wir stattdessen also keine Werbung mehr hätten und nur noch

das kaufen würden, was wir wirklich bräuchten – oh nein, aber die Wirtschaft! Wir haben ihren Drang nach ständigem Wachstum so sehr verinnerlicht, dass wir es blind verteidigen. Sollten wir vielleicht einmal über planetare Grenzen sprechen, oder wie wir Degrowth in der Praxis umsetzen können? Nein, da fahren wir lieber mit Vollgas in die runde Ecke und schauen genau, was uns am Werbebildschirm neben der Straße aufs Aug gedrückt wird.

Wir würden ohne Werbung nicht aufhören zu konsumieren – aber wir könnten die Anreize beenden, die uns ständig „Mehr!“ einflüstern. Wie schön es doch wäre, einmal ganz ohne dieses Rauschen durch die Stadt zu gehen.



FOTO:

EMILY FELGITSCHER

Der eine Mensch

TEXT:
CHIA-TYAN YANG



Dicke Regentropfen fallen schonungslos vom Himmel. Ich versuche gerade, mich, den schweren Rucksack, den klatschnassen Schirm, die Einkäufe und den Kinderwagen mit meinem schlafenden Kind in die Straßenbahn zu manövrieren. Der Kinderwagenabstellplatz wird von drei Passagieren besetzt: Zwei junge Männer sitzen nebeneinander und schauen demonstrativ weg. Ich fokussiere meinen Blick auf die eine stehende Frau, die gerade in ihr Sandwich hineinbeißt. Ein paar Augenblicke starren wir uns wortlos an, bevor ich ein sarkastisches „Ich danke Ihnen“ in ihre Richtung werfe. Sie springt auf die Seite und lächelt mich versöhnend an: „Sorry! Ich war mit den Gedanken woanders.“ Sofort bereue ich meine Unfreundlichkeit und lächle ebenfalls zurück.

Hinter mir steigt eine schwarzafrikanische Mutter mit Kinderwagen, in dem ein Baby schläft, und Einkäufen ein, die zwei jungen Männer stehen nun doch auf. Die Mutter versucht, den Kinderwagen zu parken. Ein Band ihres Stoffsackerls reißt, die Einkäufe knallen auf den ohnehin nassen Boden. „Geht's Ihnen gut?“, meine Frage ist total überflüssig, denn ich habe selber keine freien Hände. „Nein, nicht gut“, seufzt sie. Ich schaue hilfeschend durch die Menge. Die Leute schauen weg. Ja, sie schauen weg.

In diesem Moment kommen eine in Weinrot gekleidete Frau und ihre Teenie-Tochter zu Hilfe. Die Frau in Rot redet ruhig auf die schwarze Mama ein, zaubert aus ihrer Handtasche eine leere Tasche und hilft beim Umpacken. In einer mir unbekannt Sprache spricht sie mit ihrer Tochter, die ihrerseits bereitwillig mithilft.

Was ich für mich mitnehmen konnte: Wenn jemand nicht hilft, müssen wir uns nicht gleich ärgern, wahrscheinlich ist er oder sie einfach mit den Gedanken woanders. Wenn niemand hilft, benötigt es oft nur einen einzigen Menschen, damit wir wieder an die Menschlichkeit glauben. In Erinnerung bleiben nicht die Wegschauenden, sondern der Mensch, der zu Hilfe eilt. Mögen wir alle oft und öfter dieser eine Mensch sein.

FOTO:
TALEJA EDERER

stadtfinden

TEXT:
ANGELIKA MÜLLER

In der Früh bis in den Vormittag hinein ist der Volksgarten fast menschenleer. Vor mir geht eine ältere Dame mit Walking-Stöcken, während Spatzen auf den Tischtennistischen zu tanzen scheinen. Ein Vater schaukelt sanft sein Kind, ein anderer hilft seinem Sohn, die Rutsche hinaufzuklettern. Überall sind Krähen zu sehen, die wirken, als wären sie um diese Zeit die dominante Instanz. Auf einer Bank sitzt ein älterer Herr, dem ich oft im Park begegne. Er wird noch immer dort sitzen, wenn ich Stunden später den Weg zurückgehe. Ein kleines Kind mit rosa Helm flitzt über den Skatepark, während eine Frau sorgfältig Obst auf einer Picknickdecke ausbreitet. Viele Menschen schätzen den Volksgarten. Hier kann Fußball, Basketball oder Volleyball gespielt, mit dem Hund spazieren gegangen oder Yoga praktiziert werden. Es geht schnell, dass aus einem Zwei-Personen-Team große Mannschaften werden, weil das Miteinander offenbar Anklang findet.

Zu Mittag scheint die Sonne durch die Blätter der Bäume, während der mit Straßenkreiden bemalte Weg zu mir nach Hause führt. Ich höre ein Gespräch zwischen zwei Männern darüber, wie schwer es ist, Arbeit zu finden. Sie essen beide ein belegtes Brot und beobachten die Vögel zu ihren Füßen. Mit zunehmendem Tageslicht und fortschreitender Zeit besuchen immer mehr Menschen den Park. Ich höre das Klirren eines mit Glas gefüllten Rucksacks und Rufe vom Sportplatz. Einige trainieren mit aufgedrehter Musik bei den Fitnessgeräten, andere spielen sich den Ball beim Fußballplatz zu. Eine vierköpfige Familie kommt mir entgegen, angeführt von einem kleinen Jungen in einem elektrischen Mercedes. Ich treffe eine Freundin beim Frisbeespielen, die ihre Hosen hochgekrempeelt hat, weil es ein überraschend sonniger Nachmittag ist.

Später kommt mich meine Mama besuchen und erklärt mir in Gebärdensprache, dass ihr der neue Spielplatz noch gar nicht aufgefallen ist. Sie sagt, über den Park wird oft Negatives berichtet. Ich stimme ihr zu und erwidere, dass ich verstehe, wenn man sich manchmal unwohl fühlt. Das tue ich gelegentlich auch. Aber ich bin gerne hier, weil mir die Vielfalt so viel mehr gefällt als Uniformität. Wir alle sind Teil dieses Ortes und tragen dazu bei, seine Schönheit zu gestalten.



FOTO:
TALEJA EDERER



Halloween für Anfänger

TEXT:
AHMAD ALSHRIHI

FOTO:
HANNAH ETTLMAYR

Seit drei Jahren gehe ich am Abend an diesem Tag raus. Ich beobachte die Menschen, die Straßen, die Kinder und ihre Horror-Kleidung und viel Blut. Und alle feiern, obwohl die Stimmung voll mit Angst und Horror ist, aber es gibt Lächeln auf allen Gesichtern und Glück macht die Stadt voll.

In Syrien, wo ich herkomme, gibt's kein Halloween. Wir kennen es nur von Filmen. Für Horror gibt's keinen bestimmten Tag oder kein Outfit, das top-erschreckende Outfit ist die Militär-uniform, natürlich mit einer echten Waffe an der Seite.

Und dieser orangene Kürbis ist verbunden mit Halloween ... Ich hab erst hier gewusst, dass man das essen kann, als ein österreichischer Freund mich zu ihm eingeladen und Kürbis im Ofen gemacht hat. Mir hat es nicht geschmeckt, aber ich habe trotzdem gegessen und mmm gesagt, als ob ich seit Jahren nicht so etwas Leckeres gegessen hätte. Er hat mir dann gesagt, das ist Hokaido Kürbis,

kam aus der Steiermark und man kann ihn als Nachspeise auch essen, nicht nur zu Halloween, Ahmad.

Ich war an diesen Abenden immer mit normaler Kleidung auf den Partys. Alle haben mich so komisch angeschaut, ich habe mir immer gesagt, du brauchst nichts, dein schwarzer Bart ist das Beste zum Erschrecken.

Der Tag ist endlich gekommen. Dieses Jahr darf ich das nicht verpassen. Ich versuche, meinen Kumpel zu überreden, dass wir dieses Jahr richtig Halloween feiern. Sein Grund dagegen ist, dass wir uns nicht auskennen und unser Geld ist zu wenig, um uns so etwas zu leisten.

Damals waren wir noch im Flüchtlingsheim und haben 150€ monatlich bekommen, fürs Essen, Trinken, Rauchen, Internet und Telefonieren, aber wir hatten den Vorteil, dass es Ende des Monats war, das heißt, das Geld ist frisch auf unsere Kontos angekommen. Wir sind shoppen gegangen und alles war verdammt teuer, bis wir endlich etwas mit 50

Prozent gefunden haben. Schon gekauft.

Am Abend haben wir uns angezogen, Mehl auf unsere Gesichter aufgetragen und uns überzeugt, dass wir erschreckend sind. Wir sind mit der Straßenbahn gefahren. Die meisten waren verkleidet, ein Mann hatte sogar einen arabischen Umhang und Haarreif an mit Fake-Bart. Er war für mich eher lustig, aber die anderen Menschen haben nur mich angeschaut.

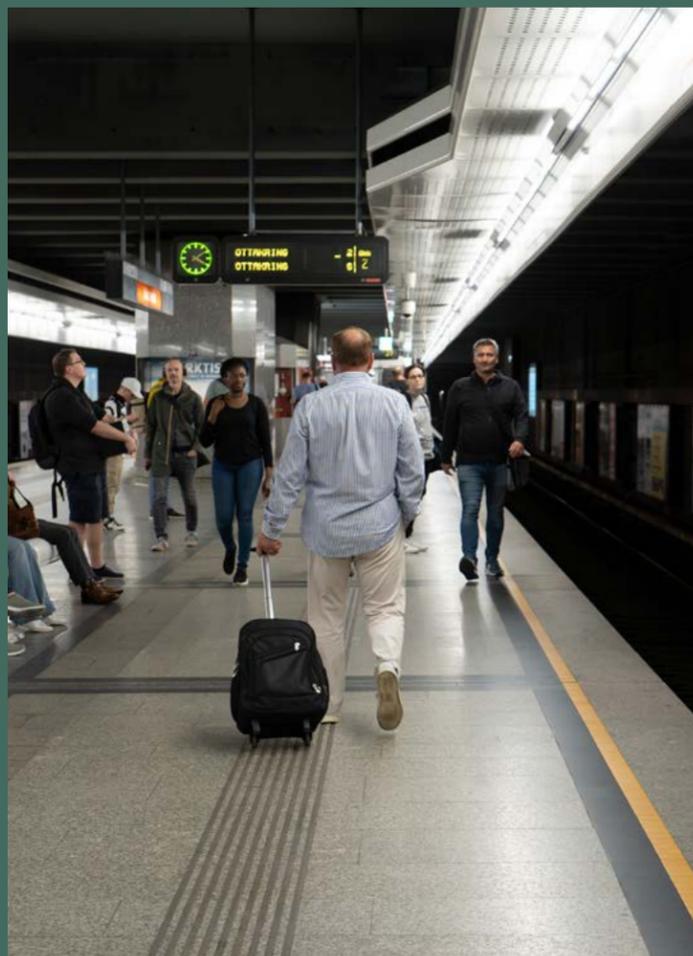
An der Tür des Clubs hat uns der Sicherheitsdienst nicht reingelassen. Er meinte, da ist eine Halloween-Party und kein Supermario-Spiel. Wir sind zurück nach Hause gegangen, enttäuscht, ohne Party, ohne Halloween. Wir mussten den Monat mit wenig Geld überleben und unser Supermario-Outfit war zum Bodenwaschen.

„Alles in Ordnung?“*

TEXT:

JASMIN VÖLKER

FOTO: AILA AIGNER



Der Albtraum eines jeden Zuginsassen: „Sehr geehrte Fahrgäste, leider müssen wir Ihnen mitteilen, dass der nächste Bahnhof nicht angefahren werden kann.“ Mit einem Blick auf meinen schwer beladenen Koffer, den meine Mama nur mit größter Anstrengung in den Zug hieven konnte, kommt Panik auf. Statt einer Direktverbindung heißt es jetzt zweimal umsteigen. Meine Knie zittern, als ich die neuen Zugverbindungen in meine Notizapp am Handy tippe. Ein Passagier hilft mir, mein Gepäck aus dem Zug zu befördern. Ich komme kaum dazu, mich zu bedanken, da ist er schon im Getümmel verschwunden. Unsere Zugverbindung ist nicht die einzige, die kurzfristig geändert wurde. Um mich herum wimmelt es von Fahrgästen, die sich mit suchenden Blicken einen Weg durch die Menge bahnen. Dazwischen vereinzelt Bahnmitarbeiter:innen, die nicht weniger verwirrt zu sein scheinen als die Reisenden selbst. Eine weitere Durchsage: „Der Zug Richtung Amsterdam verspätet sich. Fahrgäste mit Anschlussverbindungen wenden sich

bitte an das örtliche Zugpersonal.“ Ich schlucke. Wieder alles anders. Irgendwann lande ich jedoch vor dem richtigen Bahngleis. Neben mir steht ein kleiner, aber rüstig aussehender Mann. „Excuse me, can you help me with my suitcase?“ Wir kommen ins Gespräch und bemerken, dass wir nicht nur das gleiche Reiseziel haben, sondern auch beide Österreicher sind. „Super, dann können wir gemeinsam fahren“, schlägt er vor. Trotz der vielen Fahrgäste finden wir sogar freie Plätze. Da ich noch immer nicht weiß, ob sich der Anschluss in Köln nach Liège ausgeht, schlage ich vor, mich auf die Suche nach einem Schaffner zu machen. Hierfür muss ich praktisch den halben Zug durchqueren, erfahre jedoch, dass wir pünktlich sein werden. Erleichtert kehre ich zu meinem neuen Begleiter zurück, der zusammen mit meinem Koffer bei unseren Plätzen geblieben ist. Dachte ich zumindest. Denn als ich ins Abteil komme, sitzt hier nicht mehr der nette Mann aus Wien, sondern zwei ältere Damen. Die Leute auf dem Viererplatz davor quatschen

auf Deutsch. „Entschuldigung“, spreche ich sie an, „wissen Sie, wo der Herr ist, der vorhin hier gesessen ist?“ Sie schütteln den Kopf. Plötzlich wird mir ganz schlecht. Wie kann ich nur so naiv sein? Meinen vollgepackten Koffer bei einem wildfremden Menschen zurücklassen, den ich vor gerade mal fünf Minuten am Bahnsteig kennengelernt habe. Inzwischen ist der Zug schon zweimal stehen geblieben. Vielleicht ist er schon über alle Berge. „Alles in Ordnung?“, fragen die Deutschen, die meinen Schock bemerkt haben. Ich schüttele den Kopf, kann aber nichts sagen und drehe einfach um. Dann fällt mein Blick auf die Nummer des Abteils. 34. Spielt meine Erinnerung mir einen Streich? Mit dem letzten Funken Hoffnung mache ich mich auf den Weg zum Abteil 43. Und wer sitzt hier in aller Seelenruhe? Mein Reisebegleiter. Neben ihm mein Koffer. Eine Welle der Erleichterung überrollt mich. Ich erzähle ihm, dass wir den Anschluss erreichen werden. „Endlich gute Neuigkeiten!“, freut er sich.

* Einsendung ohne Titel, Titel von der Redaktion gewählt

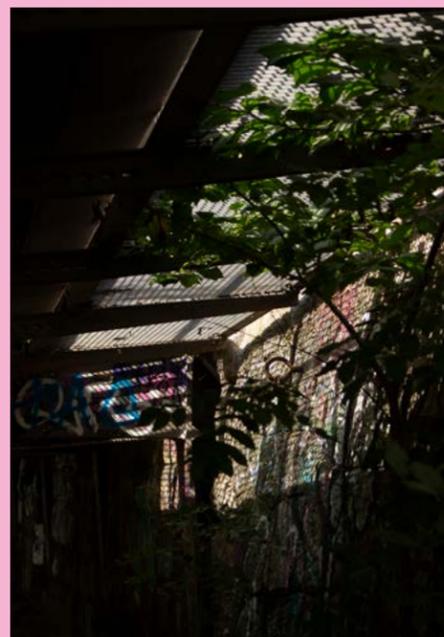
Schlafloses träumen

TEXT:

ANJA M. WOHLFAHRT

FOTO:

LARA BERGER



Ich sitze in meiner Küche und starre aus dem Fenster. Es ist Nacht. Schlaflos sehe ich die Autos vorbeifahren, höre die donnernde Musik aus ihnen, beobachte, wie sie in der Straße gegenüber parken. Und fange an zu träumen. Ich frage mich: Was, wenn wir unsere Straßen nicht mehr durch Maschinen nutzen würden, sondern sie als gesellschaftlichen Begegnungsort (wieder)erkennen, ja sogar zelebrieren würden? Sie ein Stück weit der Natur zurückgeben würden? Ich stelle mir vor – nein, stellen wir uns vor, wir gemeinsam – wie Straßen gesäumt sind von Bäumen. Wie statt dem Asphalt viel mehr grüne Wiesen das Stadtbild prägen, von Baum zu Baum spannen wir nicht nur Slack-Lines, sondern auch Hängematten, schaffen neue Orte für Begegnungen zwischen allen Generationen. Es gibt Schaukeln, Sandkästen und so so viele tolle Rutschen und Baumhäuser für die Kinder, deren Zugang man auf- und abklappern kann. Dort stehen ganz viele Schattenplatz-Bänke zur Verfügung – nicht nur für die älteren Generationen,

sondern für uns alle. Einmal um die Ecke, spielen Menschen Schach, Federball oder Kegeln. Jemand bringt einem Kind das Radfahren bei, ältere Damen lehren gerade angekommene Menschen, wie man strickt, manche Kinder verkaufen selbstgemachte Limonade, wieder andere machen Yoga oder springen Seil. Gemeinsam sitzen die Volksschüler:innen zusammen und erledigen im Freien ihre Hausübungen – unter der tatkräftigen Unterstützung von bereits pensionierten Lehrer:innen, denen die Kinder anschließend die Einkäufe nach Hause tragen. Ein Stück weiter wird über die Verfassung und die Menschenrechte diskutiert, daneben über Pokémon und die erste Liebe. Die Sonne scheint, aber unter den Bäumen ist es nicht zu heiß.

Ich sehe plötzlich Straßen, die wir verwandeln, wo wir uns begegnen, miteinander in den Dialog treten können – abseits jeder Blase oder politischen Ausrichtung. Ganz von alleine spielen und sprechen wir miteinander, lehren einander neben Radfahren auch Akroba-

tik, aber auch so vieles über uns und das Menschliche. Die Bienen werden endlich wieder mehr und summen von Blüte zu Blüte. Vor meinen Augen wird das Bild immer klarer, die Straße mir gegenüber, die vollgeparkt mit Autos ist, verwandelt sich. Die Dinger mit Motoren verschwinden und es wird alles viel grüner, bunter, schattiger, musikalischer, tanzender, aber auch ruhiger und friedlicher.

Wir alle auf den Straßen – vereint. Romantische Utopie, ich weiß. Aber wenn ich schon nicht schlafen kann, will ich jedenfalls träumen.

Verbrannter Asphalt*



* Einsendung ohne Titel, Titel von der Redaktion gewählt

Die Luft über dem Asphalt flimmert. Es ist so unerträglich heiß, dass niemand auf der Straße ist – das ist einer der zahlreichen Gründe. Es wird von Minute zu Minute heißer und du fragst dich, wie der menschliche Körper das überhaupt ertragen konnte. Du ziehst dein Handy aus deiner hinteren Hosentasche und wirfst einen Blick auf das Display – nicht mal sieben Uhr, es ist gerade erst hell geworden und schon jetzt unerträglich. Du verstaust das Handy wieder an seinem Platz und schaust dich um. Der Platz ist leer, es scheint früher mal ein Parkplatz gewesen zu sein. Die Markierungen am Boden sind kaum noch erkennbar, die blassweiße Farbe wurde bestimmt seit zwanzig Jahren nicht mehr erneuert. Du lachst innerlich und schüttelst gleichzeitig den Kopf darüber, dass es vor zwei Jahrzehnten noch wichtig war, Bodenmarkierungen regelmäßig aufzufrischen. Das war gar nicht so lange, bevor die Hitze kam.

Aber zu groß war die Gier, mitten im Nichts Straßen und Gebäude aus dem zu diesem Zeitpunkt noch fruchtbaren Boden zu stampfen und damit mehr und schnellere Transportmöglichkeiten, mehr und größere Wohnhäuser und Fabriken zu schaffen, um mehr und immer mehr Geld daraus zu schöpfen. Wenn sie zumindest aufgehört hätten, als sie wussten, in welche Richtung sich alles entwickeln würde. Denn sie wussten es, lange bevor es zu spät war. Lange, bevor die Hitze kam.

Du fragst dich, wie der Platz, auf dem du stehst, vor zwanzig Jahren noch ausgesehen hat. Der Asphalt ist an manchen Stellen aufgeplatzt: Die letzten vergeblichen Versuche der Natur, wieder zurückzunehmen, was ihr gehört. Es mussten Bäume in der Nähe gestanden sein, vielleicht haben irgendwann Kastanienbäume den Platz gesäumt, um für Schatten zu sorgen, ihre Wurzeln unter dem Asphalt immer weiter vergeblich nach dringend notwendigem Wasser suchend. Die flimmernde Luft über dem beinahe brennenden Asphalt ist schon fast hörbar. Du hast das Gefühl, wenn du jetzt deine Füße hochhebst, bleibt ein Teil der Schuhsohlen kleben und zieht Fäden wie Pizzakäse. Die Vorstellung ist so absurd – schon zu lange hast du keine Pizza mehr gegessen, das letzte Mal war kurz, bevor die Hitze kam.

Dein Rhythmus hat sich verändert: Du wachst erst auf, wenn die Sonne untergeht, erledigst Dinge, während der Mond unschuldig am Himmel steht, und gehst nach Hause, wenn sich der Himmel im Osten allmählich Silber färbt. Du stellst dir in der Morgensonne noch einmal vor, wie der Platz früher ausgesehen hat, von Bäumen umringt, ihre Blüten und Blätter vom Wind auf die Straße geweht. Du fragst dich, wann du das das letzte Mal gesehen hast, aber du erinnerst dich nur daran, als Asche das Einzige war, was auf die Straße wehte. Das war, als die Hitze kam.

TEXT:
KATHARINA MUHR

FOTO:
HANNAH ETTLMAYR



TEXT:
RUTH UNGER

FOTO:
MARLENE STIBOR

Auf der Straße

Auf der Straße zu unserer Wohnung passieren viele Dinge. Auf der Straße steht ein Schild mit der Zahl 30. Auf der Straße steht ein Schild mit dem Hinweis „Kinder“. Auf der Straße gibt es keinen Gehsteig. Auf der Straße gibt es viele Kurven und Engpässe. Auf der Straße sieht man blühenden Holler, Lavendel, Rosen. Auf der Straße beobachten wir Hühner, Esel, Ziegen, Störche. Auf der Straße gehen Hunde mit ihren Besitzer:innen spazieren. Auf der Straße liegen überfahrene Frösche. Auf der Straße sieht man pompöse, neue Häuser, alte, baufällige Häuser, Siedlungen und renovierte Häuser. Auf der Straße gibt es Reihenhäuser, die von den Einfamilienhausbesitzer:innen liebevoll „Schochtlhaisa“ genannt werden. Auf der Straße gibt es Villen, die von den Bewohner:innen in den Siedlungen „Bonzenhaisa“ genannt werden. Auf der Straße sieht man Thujen-Hecken, Holzzäune, und viele, gepflegte Gärten. Auf der Straße halte ich den Atem an, wenn mir und den Kindern ein SUV-Fahrer mit viel zu hoher Geschwindigkeit entgegenkommt. Auf der Straße ärgere ich mich, wenn dieser SUV-Fahrer uns anhupt, weil wir nicht für ihn ins Gebüsch hüpfen. Auf der Straße haben die Kinder das ein oder andere Schimpfwort kennengelernt. Auf der Straße gehe ich zum Glasmüllcontainer. Auf der Straße fährt ein brausendes Auto an mir vorbei und den Korb mit den Gläsern an, sodass er klirrend zu Boden fällt. Auf der Straße habe ich schon mal geweint. Auf der Straße bin ich Profi im Reversieren geworden. Auf der Straße fahren junge Menschen mit starker Soundanlage. Auf der Straße fahren starke Menschen mit junger Soundanlage. Auf der Straße wurde schon getanzt (von mir). Auf der Straße schallt von überall EM-Sound. Auf der Straße lächelt mir die alte Nachbarin freundlich zu. Auf der Straße bekommen die Kinder einen frisch gepflückten Apfel geschenkt. Auf der Straße fahren Menschen mit Lastenrädern ihre Kinder in den Kindergarten. Auf der Straße jammern die Kinder, wie weit sie noch gehen müssen. Auf der Straße bin ich in Gedanken versunken. Auf der Straße kommen viele Ideen. Auf der Straße passieren wichtige diplomatische Verhandlungen darüber, wie weit noch zu gehen ist, wer getragen wird, wer zu Hause ein Eis bekommt und wer blöd ist. Auf der Straße drehe ich abrupt um, weil ich mich vergewissern will, dass ich die Wohnungstüre zugesperrt habe. Auf der Straße bekomme ich eine leichte Panikattacke, weil die Kindergeburtstagsfeier in 30 Minuten startet und es zu Hause noch so viel zu tun gibt. Auf der Straße freue ich mich so sehr auf mein Zuhause.

Auf der Straße, das ist eine Erweiterung meines zu Hauses, meiner Identität, meiner Gefühle, meiner Gedanken, meiner Sehnsüchte, meiner Projektionen, meiner Zweifel und meiner Hoffnung. Auf der Straße gehört zu mir.



QUELLEN

Und nun: Zahlen, bitte

AUFGESCHRIEBEN VON CLAUDIO NIGGENKEMPER

1.210

rechte Tathandlungen wurden 2023 in Österreich registriert. Damit stieg ihre Zahl auf den höchsten Stand seit 2016. Das Projekt „Extremismusprävention macht Schule“ dient als Gegengewicht zur Verbreitung extremistischen Gedankenguts unter jungen Menschen. Es wird vom Bildungsministerium mit rund 2,3 Mio. Euro finanziert und bietet kostenlose Workshops an, die von Lehrkräften gebucht werden können. Ziel ist, junge Menschen vor extremistischen Ideologien zu schützen und ihnen kritisches Denken zu vermitteln.

10-

sprachig ist die neue Online-Broschüre des Migrant:innenbeirats der Stadt Graz und enthält die wichtigsten Infos über seine Arbeit, Aufgabenbereiche, Kontaktdaten uvm. Für alle direkt auf der Website des Migrant:innebeirates zu finden.

1988

wurde der Internationale Tag zur Erinnerung an den Sklavenhandel und an seine Abschaffung von der UNESCO geschaffen. Der Gedenktag soll die Tragödie des Sklavenhandels im Gedächtnis verankern. Er soll die Gelegenheit zur kollektiven Reflexion über die historischen Ursachen, Methoden und Folgen sowie zur Analyse der entstandenen Wechselwirkungen zwischen Afrika, Europa, Amerika und der Karibik bieten. Er wurde erstmals in mehreren Ländern begangen, insbesondere in Haiti (23. August 1998) und auf der Insel Gorée im Senegal (23. August 1999).

2024

ist Superwahljahr. Politische Neigungen, ob links oder konservativ, können beide zur Ablehnung der Demokratie führen, so der Sozialwissenschaftler Artur Nilsson. In seinem Artikel stellt er fest, dass Rechts- und Linksautoritarismus nicht ausreichend zwischen den antidemokratischen Tendenzen beider Seiten unterscheiden. Nilsson schließt daraus, dass jede:r autoritär werden und Gewalt unterstützen kann, wenn die eigenen Werte bedroht erscheinen. Konservative reagieren auf Bedrohungen traditioneller Werte wie durch Migration oder Terrorismus, während Liberale Angst haben, wenn progressive Werte wie Toleranz durch mangelnde Maßnahmen gegen Armut, Klimawandel oder Rassismus gefährdet sind. Rechtsautoritäre Gewalt tritt statistisch deutlich häufiger auf.

>18

Jahre alt? Bevor der Landtag Steiermark in die Sommerpause ging, wurde die Novelle des Jugendschutzgesetzes beschlossen, die ein Verbot von tabakfreien Nikotinbeuteln für unter 18-Jährige enthält. Die Grünen hatten den Antrag eingebracht und befürworteten ein österreichweites Verbot, was an der Zustimmung der ÖVP scheitert. Salzburg hat seit 1. Juni ein derartiges Gesetz, und Oberösterreich sowie Tirol verbieten die Nikotinbeutel bereits länger.

170.000

Euro stellt die Stadt Graz für das Projekt „Housing First“ für Frauen von Jugend am Werk Steiermark bereit. Weibliche Wohnungslosigkeit ist oft verdeckt und resultiert meist aus finanziellen Problemen, Arbeitslosigkeit, fehlendem Wohnraum, sozialer Isolation, gesundheitlichen Beeinträchtigungen und Gewalterfahrungen. Viele betroffene Frauen meiden institutionelle Hilfe und suchen Zuflucht bei Bekannten, was zu Abhängigkeiten führt. Bürgermeisterin Elke Kahr betont die Wichtigkeit der Unabhängigkeit und Selbstbestimmung. „Housing First“ bietet leistbaren Wohnraum und darüber hinaus bei Bedarf sozialarbeiterische Unterstützung.

15

-jähriges Jubiläum feiert am 30.08. die Kulturinitiative Container 25. Die Initiative zielt darauf ab, einen Raum für Austausch und Diskussion über die vorherrschenden Werte und Normen der Mehrheitskultur zu schaffen und diese offen zu hinterfragen. Ein besonderer Fokus des Vereins liegt auf der reflektierten Aufarbeitung der kärntner-slowenischen Geschichte und des Nationalsozialismus im Lavanttal, in Kärnten/Koroska und in Österreich sowie darauf, zu vermitteln, dass und wie Geschichte in verschiedenen Facetten nachwirkt.

13,66

Prozent Preisanstieg für das kühle Nass. Gemäß einer Erhebung der AK Steiermark stiegen die Eintrittspreise quer über alle Kategorien im Zeitraum Juli 2023 bis Juli 2024 deutlich an. Am stärksten fiel der Anstieg bei den Familienkarten aus: An Badeseen zahlt man durchschnittlich 24,07 Prozent mehr als im Vorjahr, in Freibädern 5,64 Prozent. Die Tageskarten für Erwachsene wurden im Schnitt um 10,92 Prozent (Seen) bzw. 6,3 Prozent (Bäder) teurer, Kinderkarten um 13,41 Prozent (Seen) bzw. 5,99 Prozent (Bäder).

Vendorwahl

Die Megaphon Verkäufer:innen-Sprecher wurden gewählt: Zsolt Berki und Victor Masa heißen die Gewinner. Am 10.07. wurden alle abgegebenen Stimmen ausgezählt. Gewählt wurde unter den Verkaufenden ein:e Repräsentant:in aus der englischsprachigen und eine:r aus osteuropäischen (und Romanes-)Sprach-Community.

2024

TEXT:
CLAUDIO NIGGENKEMPER

Zsolt Berki ist ein engagierter Kommunikator und Problemlöser, der sich dafür einsetzt, Menschen mit Bildungsunterschieden und Sprachbarrieren zu unterstützen. Über seinen Wahlsieg sagt er: „Das ist eine ziemliche Überraschung, aber ich freue mich sehr auf die Aufgabe und über das Vertrauen.“ Er betont im Gespräch, für die Verkaufenden da sein zu wollen und bei Verständigungsproblemen zu helfen. Besonders am Herzen liegt ihm, dass das Megaphon alle Verkäufer:innen integriert, unabhängig von ihrer Herkunft. Zsolt sieht Kommunikationsbedarf und erkennt bei vielen Kolleg:innen Ängste, Sorgen und Unsicherheit.



Dort möchte er seine Unterstützung anbieten. Daran, dass er sein Versprechen einhält, haben wir als Vertriebsteam keinen Zweifel. Zsolt spricht Deutsch, Slowakisch, Ungarisch und Englisch und hat bereits vor der Wahl immer geholfen, wenn er gebraucht wurde.

FOTOS:
CLAUDIO NIGGENKEMPER



Victor Masa ist der zweite frisch gewählte Verkäufer:innen-Sprecher des Megaphons und freut sich sehr. „Ich bin so glücklich, dass ich gewonnen habe. Es ist ein großes Privileg und eine Ehre, vor allem weil ich es nicht wirklich erwartet habe“, sagt er begeistert. Letztlich entschied ein Kopf-an-Kopf-Rennen zwischen ihm und einer Mitkandidatin. Victor verspricht, seine neue Rolle mit vollem Einsatz und mit voller Kraft auszufüllen. Als Verkäufer:innen-Sprecher möchte er die Kolleg:innen mit Stärke und Verständnis vertreten und vergleicht seine neue Position mit der eines Vaters: „Ich muss für sie da sein, auch für diejenigen, die mich nicht gut kennen oder mögen.“

Als einer der bestverkaufenden Verkäufer bringt Victor bereits viel Erfahrung mit. In der Zusammenarbeit erhofft er sich eine offene Kommunikation und die Möglichkeit, die Anliegen der Verkäufer:innen effektiv und offen vorbringen zu können.

→ **Kooperation Ortweinschule Fotografie** Auf der Straße werden Dinge für uns alle sichtbar: welche Prioritäten unsere Gesellschaft setzt, wie wir uns organisieren und leben, was wir anderen zeigen wollen. Die Straße ist ein Ort gesellschaftlichen und individuellen Ausdrucks. Für uns Fotograf:innen offenbart die Straße vielfältige visuelle Reize, die wir ordnen und zu Bildern gestalten können.

Schülerinnen der Fotografie der Ortweinschule Graz geben uns in diesem Heft Einblicke darin, wie sie diese öffentlichen Orte wahrnehmen. Die HTBLVA Graz-Ortweinschule bietet sowohl als Tagesschule (14+) als auch in der Variante eines Abendkollegs für Erwachsene die Vermittlung umfangreicher Kompetenzen in der Bildgestaltung.



MARIA SCHNABL
begleitete als Lehrende der
HTL Ortwein das Projekt.



Aila Aigner



Lara Berger



Alina Eckhard



Taleja Ederer



Hannah Ettlmayr



Theresa Furtlehner



Lara Kaufmann



Emily Felgitscher



Lena Satzer



Marlene Stibor

Medieninhaber, Herausgeber, Verleger: Caritas der Diözese Graz-Seckau, Grabenstraße 39, 8010 Graz; **Redaktionsadresse Megaphon:** Marianum, Mariengasse 24, 8020 Graz, Telefon: 0316 8015 653, Fax: 0316 81 23 99, E-Mail: megaphon@caritas-steiermark.at, megaphon.at; **Leiterin:** Sabine Gollmann; **Chefredakteur:** Peter K. Wagner; **Redaktion:** Nadine Mousa, Claudio Niggenkemper, Julia Reiter. Die in Gastbeiträgen geäußerte Meinung muss nicht mit der Meinung der Redaktion übereinstimmen. **Kulturtipps an:** megaphon.termine@caritas-steiermark.at; **Anzeigen:** Sabine Gollmann, sabine.gollmann@caritas-steiermark.at; **Sekretariat und Abo-Verwaltung:** Nathalie Ackermann, Telefon: 0316 8015 653, megaphon@caritas-steiermark.at; **Vertrieb:** David Stampfer (Koordination), david.stampfer@caritas-steiermark.at, Telefon: 0676 88 01 56 55; Nathalie Ackermann; Claudio Niggenkemper; **Layout und Gestaltung:** Kristina Kurre – MitKa **Illustrationen:** Lena Wurm (Autor:innen) **Repro und Druck:** Druck Styria GmbH & Co KG

DAS MEGAPHON
IST EINE
INITIATIVE DER
Caritas

MIT FREUNDLICHER
UNTERSTÜTZUNG VON



Das Megaphon bietet Menschen Chancen für den sozialen Aufstieg. Die Initiative verteilt keine Almosen, sondern setzt auf Arbeit als Schlüssel zur Integration. Die Hälfte des Verkaufspreises von 3,40 Euro bleibt den Verkäufer:innen.

www.megaphon.at

Unser **Straßenmagazin** erscheint seit Oktober 1995 monatlich und ist Ausdruck eines Lebensgefühls: sozial engagiert, nah am Menschen, aber auch umweltbewusst sowie politisch interessiert. Das Megaphon ist ein urbanes Grazer Magazin mit regionaler Verankerung und globaler Denkweise, das kulturelle Vielfalt als Chance und Bereicherung einer Gesellschaft sieht.



Das nächste
Megaphon
erscheint am
02.09.2024

Schau drauf



WICHTIGE
INFO!

Nur wer das Magazin
mitnimmt, hilft
dabei, das Megaphon
zu erhalten!

→ **Wir weisen uns aus.** Ab sofort können sich alle Verkaufenden mit einer Kunststoffkarte mit Foto und **QR-Code** ausweisen. Wer wissen möchte, ob die megaphonverkaufende Person **offiziell lizenziert** ist, kann den QR-Code scannen und erhält alle notwendigen Informationen.

GUT ZU WISSEN

Unsere Verkäufer:innen tragen einen Ausweis, nachdem sie eine Verkauferschulung erhalten haben. Außerdem stehen Megaphon-Verkaufende in regelmäßigem Austausch mit uns. Jedes verkaufte Heft hilft nicht nur unseren Verkaufenden, sondern sichert auch die Existenz des Megaphons selbst. Danke für deinen Beitrag zu einer bunteren Gesellschaft.



SPAR



— SEIT 70 JAHREN —

**GEMEINSAM
FEIERN
UND SPAREN**